

Lynn Austin

Töchter der Küste



francke

Ich bin ganz sicher, dass nichts uns von seiner Liebe trennen kann:
weder Tod noch Leben, weder Engel noch Dämonen noch andere
gottfeindliche Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünfti-
ges, weder Himmel noch Hölle. Nichts in der ganzen Welt kann
uns jemals trennen von der Liebe Gottes, die uns verbürgt ist in
Jesus Christus, unserem Herrn.

Römer 8,38-39

1. Kapitel

Anna

Lake Michigan
1897

Ich durchlebe gerade meinen Albtraum. Ein heftiges Unwetter hat unser Dampfschiff eingeholt und nachdem wir eben noch auf dem Kamm einer Welle hinaufgetragen wurden, stürzen wir nun so heftig in einen Wassergraben, dass mir schlecht wird und ich mir sicher bin, dass wir untergehen werden. Alles ist genauso wie in meinem Albtraum – dem Traum, der mich im Schlaf verfolgt, solange ich denken kann.

Mutter und ich kauern auf dem Passagierdeck, während der Wind den Regen und die Wellen gegen die Fenster schleudert. Donner grollt und dröhnt wie Fässer voller Kanonenkugeln, die bergab rollen. Wann immer Blitzdolche den dunklen Horizont zerschneiden, schließe ich hastig die Augen. Bei dem brüllenden Wind kann ich kaum mein eigenes Wimmern hören oder Mutters Stimme, die mich zu trösten versucht.

„Schhh ... nicht weinen, Anna.“

Mit meinen dreiundzwanzig Jahren bin ich eine erwachsene Frau, aber sie versucht trotzdem, meine Ängste genauso zu beschwichtigen, wie sie es getan hat, als ich ein Kind war. Damals bin ich in der Nacht von dem Albtraum aufgewacht und habe vor Schrecken geschrien, während ich zitterte, als würde das eiskalte Wasser mich bei lebendigem Leibe verschlingen.

Aber diesmal träume ich nicht. Wir sind an Bord eines Schiffes, das *City of Holland* heißt und sich in einem schrecklichen Unwetter abmüht, den Lake Michigan zu überqueren. Die Kessel hämmern und pochen unter meinen Füßen wie ein drängender Herz-

schlag, der mein eigenes Herz nachzuahmen scheint. Von dem wilden Hin- und Herwerfen des Schiffes, das auf dem See wie ein Spielzeug tanzt, ist mir ganz schwindelig. Ich hätte nie einwilligen sollen, mit einem Dampfschiff zu reisen, doch ich hatte es derart eilig, Chicago zu verlassen, dass ich das Transportmittel wählte, das mir am schnellsten und direktesten erschien. Ein tragischer Fehler. Wie hatte ich nur den Albtraum vergessen können, der mich in meiner Kindheit so quälte? Ich werde sterben, aber ich will nicht.

„Schhh ... nicht weinen, Anna“, sagt meine Mutter besänftigend. „Ich bin ja hier.“

Aber mein Vater ist zu Hause in Chicago und in dieser Hinsicht unterscheidet sich dieser echte Albtraum von dem Traum, den ich all die Jahre hatte. Deshalb weiß ich, dass Mutter und ich sterben werden. In meinem Traum verlassen Mama und ich das sinkende Schiff mit den anderen Passagieren und klettern in ein überfülltes Rettungsboot. Plötzlich schlägt eine riesige Welle über uns zusammen, wirft das Rettungsboot um und schleudert uns in das eisige Wasser. Der Schock raubt mir den Atem. Meine Haut kribbelt und brennt, als stünde sie in Flammen. Wir sinken unter die Wasseroberfläche, während wir uns aneinanderklammern, aber Mamas schwere Röcke und Unterröcke ziehen uns hinunter. Ich kann nichts sehen, kann nicht atmen. Sie strampelt und versucht mit aller Kraft, an die Oberfläche zu gelangen, und als uns das endlich gelingt, schreien und rufen überall um uns herum Menschen um Hilfe. Die Weite des Sees dämpft den Klang. Ich sehe Vater, wie er unweit von uns im Wasser auf der Stelle tritt, und sie fleht: *„Bitte! Meine Tochter! Bitte retten Sie meine Tochter!“* Ich will Mama nicht loslassen, aber Vater zieht mich in seine starken Arme und hält meinen Kopf über die peitschenden Wellen. Als ich mich umdrehe, ist Mama verschwunden. Über dem turbulenten Wasser ist nur noch ihre Hand zu sehen, als winkte sie zum Abschied. Vater will die Hand erfassen, aber er ist zu spät. Mama ist fort, verschlungen von dem aufgewühlten schwarzen Meer.

Ich schreie immer auf, wenn ich aus dem Traum erwache, aber aus diesem Albtraum gibt es kein Erwachen. Ich umklammere meine Mutter so fest, dass sie keucht: „Nicht so fest, Anna. Ich bekomme keine Luft!“

„Diesmal ist Vater nicht hier, um uns zu retten. Wir werden untergehen und ich will nicht sterben!“

„Wir gehen nicht unter, mein Schatz.“

Ich bin nicht davon überzeugt. Ich erinnere mich an den allerletzten Gottesdienst, den ich in der Kirche in der Chicago Avenue besucht habe, und mit einem Mal erscheint mir das Thema der Predigt prophetisch. Der Pastor beschrieb ein plötzliches Unwetter wie dieses hier, nur auf dem See Genesareth, und er schilderte die Szene so lebendig wie in meinem Albtraum. Jesus schlief im Boot und seine Freunde weckten ihn, weil sie Angst hatten, mit dem Boot zu sinken. Jesus rief: „Schweig und verstumme!“, und sofort ließen Wind und Wellen nach. Sie waren gerettet. *„Jesus kann auch die Stürme deines Lebens beruhigen“*, hatte der Pastor gesagt. Dann hatte er gefragt: *„Hast du Jesus als deinen Heiland angenommen? Ist er an deiner Seite, wenn du durch die stürmische See deines Lebens segelst? Wenn du morgen sterben müsstest, würdest du dann in den Himmel kommen?“* Nach seiner Einladung wäre ich am liebsten zusammen mit den anderen nach vorne gegangen, aber ich hatte Angst. Jetzt bin ich wegen dieser Predigt an Bord dieses Schiffes, mitten in einem heftigen Unwetter. William hatte mir verboten, noch einmal in die Kirche in der Chicago Avenue zu gehen, und als er herausfand, dass ich mich ihm widersetzt hatte, löste er unsere Verlobung. Ich habe Chicago verlassen, um meinem gebrochenen Herzen die Chance zu geben zu heilen. Zusammen mit meiner Mutter wollte ich zu einem Ferienort auf der anderen Seite des Lake Michigan fahren. Jetzt scheint es, als würden wir nie dort ankommen.

Noch ein Donnerschlag ertönt und er klingt weiter entfernt. „Alles wird gut, Anna“, sagt Mutter. Ich frage mich, ob sie von der Reise spricht oder von meinem Herzen. Vielleicht von beidem. „Mach die Augen auf und sieh selbst.“ Sie löst sich aus meiner Umklammerung und ich hebe den Kopf, den ich in ihrer Bluse vergraben hatte. „Siehst du, mein Schatz? Der Sturm zieht vorüber. Dort drüben ist der Himmel schon heller. Nicht mehr lange, dann sind wir da.“ Aber das Ufer ist noch immer nicht zu sehen und der vom Wind aufgewühlte See brodeln weiter und verheißt eine stürmische Fahrt zum Hotel Ottawa, das am Ufer des Lake Michigan steht.

„Es ähnelt meinem Albtraum so sehr, Mutter. Weißt du noch? Erinnerst du dich daran, wie ich nachts immer schreiend aufge-

wacht bin? Ich habe schon sehr, sehr lange nicht mehr geträumt, dass ich ertrinke, aber durch diesen Sturm kommt alles wieder hoch. Der Traum hat sich immer so echt angefühlt!“

„Du hast es im Augenblick nicht leicht. Da ist es ganz natürlich, dass du aufgewühlt bist.“

Ich habe William geliebt und gedacht, er liebte mich auch, aber er hat mir das Herz gebrochen, indem er unsere Verlobung gelöst hat. Ich presse die Faust auf mein Herz und spüre, dass es schlägt wie das Herz eines verletzten Vogels. „Es tut immer noch weh“, sage ich.

„Ich weiß, mein Schatz ... ich weiß.“

Aber meine Mutter kennt nicht den wahren Grund, warum William mich nicht mehr heiraten will. Es hat etwas mit Religion im Allgemeinen zu tun – und mit der Kirche an der Ecke Chicago Avenue und LaSalle Street im Besonderen. „*Ich habe dir doch gesagt, dass ich nichts mehr von diesem Ort hören will, Anna*“, hatte er geschrien. Noch nie zuvor hatte ich erlebt, dass William die Stimme erhob. „Ich habe gesagt, du sollst nicht mehr dorthin gehen. Es macht dich verrückt. Ich habe dir verboten hinzugehen und du hast dich mir widersetzt!“

William glaubt, wie meine Eltern, dass Kirchen Orte sind, an denen man heiratet und begraben wird und die eine vornehme Chicagoer Familie an Weihnachten und Ostern und zu anderen besonderen Anlässen besucht. Er sagte, ein schamloses Zeigen von Gefühlen, wie es bei Mr Moodys Evangelisationen und in der Kirche in der Chicago Avenue üblich sei, sei etwas für die unwissende Einwanderermenge und nicht für gebildete Menschen wie uns. Aber irgendetwas hat mich wieder dorthin gezogen, selbst nachdem William es mir verboten hatte. Die Kirche erschien mir wunderbar vertraut und die Worte des Pastors berührten einen tiefen, leeren Ort in meiner Seele – den Teil, der sich anfühlt wie die Fotografien von Chicago nach dem Großen Brand, auf denen kilometerweit nichts als verkolhte Mauerreste und leblose, von Trümmern bedeckte Straßen zu sehen sind. Als ich versuchte, William zu erklären, wie ich mich gefühlt hatte und warum ich zurückgegangen war, löste er unsere Verlobung. „*Ich kann nicht zulassen, dass meine Frau, die Mutter meiner Kinder, einem solchen Unsinn verfällt.*“ Ich frage mich, ob er um mich trauern wird, wenn er erfährt, dass dieses Schiff untergegangen ist und ich ertrunken bin.

Das Dampfschiff wiegt sich immer weiter. Die Sicht durch die Fenster ist aufgrund des Regens verschwommen, außerdem sind die Scheiben von unserem Atem von innen beschlagen. Ich spüre immer noch, wie wir zu den Wellenkämmen aufsteigen und dann auf der anderen Seite wieder hinabgleiten. Wenn Jesus mit mir an Bord wäre, könnte er dann wirklich rufen: „Schweig und verstumme!“, und damit den Sturm stillen? William glaubt nicht an Wunder.

Als mein Vater erfuhr, dass William unsere Verlobung gelöst hat, war er schockiert. Er war es ja gewesen, der mich mit William zusammengebracht hatte, und er fürchtet nun, ich würde meinen guten Ruf verlieren, wenn die anderen Mitglieder unserer gesellschaftlichen Kreise davon erfahren und Gerüchte die Runde machen. „Ich werde mit William reden“, hat er versprochen. „Mal sehen, was ich tun kann, um die Wogen zu glätten.“ Will ich, dass William mich zurücknimmt? Ich glaube, ja. Ich glaube, ich liebe ihn immer noch.

Stunden scheinen zu verstreichen, bis ich einen der Passagiere sagen höre: „Ich sehe die Lichter des Hafens!“ Mutter zieht ihr Spitzentaschentuch aus dem Ärmel und wischt über das beschlagene Fenster, aber ich sehe nichts. Und selbst wenn wir tatsächlich in der Nähe des Hafens sein sollten, könnte unser Schiff immer noch auf Grund laufen. Das geschieht in meinem Albtraum. Deshalb müssen Mama und ich in meinem Traum das Schiff verlassen und in ein Rettungsboot klettern.

„Wir können immer noch auf Grund laufen.“

Mir wird erst bewusst, dass ich den Gedanken laut ausgesprochen habe, als Mutter ihre behandschuhten Finger auf meine Lippen legt und sagt: „Still, Anna.“

„Das ist der Hafen“, sagt derselbe Mitreisende. „Ich erkenne den Leuchtturm.“ Ein paar Leute stehen auf, um selbst nachzusehen, und stürzen auf dem wackeligen Deck beinahe. Es scheint Jahre zu dauern, bis wir näher herankommen. Als ich endlich die Einfahrt zum Kanal sehe, der vom Lake Michigan in den kleineren See führt, wirkt die Öffnung viel zu eng. Wie kann der Kapitän den Steinpielen auf beiden Seiten ausweichen, obwohl die Wellen über ihnen zusammenschlagen? Irgendwie gelingt es ihm. Wir fahren durch den Kanal in den Black Lake, der auch nicht ruhiger ist als der Lake Michigan, und ich sehe die ersten Lichter des Ferienortes in der Dunkelheit aufleuchten. Die dunkle Silhouette der dahinterliegen-

den Sanddüne wird von entfernten Blitzen erhellt. Weitere Lichter offenbaren eine Reihe Bauernhäuser, und auch die Hotels am gegenüberliegenden Strand des schmalen Binnensees sind erleuchtet.

Irgendwann höre ich Männer draußen an Deck rufen; sie manövrieren das Schiff neben dem Anleger des Hotel Ottawa an seinen Platz. Gepäckträger eilen mit Regenschirmen herbei, um den Passagieren beim Von-Bord-Gehen behilflich zu sein. Ich stehe auf, weil ich das Schiff so schnell wie möglich verlassen will, obwohl ich mir ganz und gar nicht sicher bin, dass meine zitternden Knie mich tragen werden. Die Deckarbeiter müssen mich um die Taille fassen, um mich sicher vom Schiff zu befördern, das im bewegten Wasser auf und ab hüpfte. Dass Fremde mich so berühren, ist mir ein Gräuel.

„So, Miss“, sagt einer der Männer, als meine Füße festen Boden berühren. Meine Knie geben nach und ich drohe zu fallen, doch er fängt mich gerade noch rechtzeitig wieder auf. „Hoppla! Alles in Ordnung, Miss?“

„Ja, danke.“ Ich stoße seine Hände fort. Mutter und ich drängen uns gemeinsam unter einen Regenschirm. Der Boden unter unseren Füßen bewegt sich, als wir den hölzernen Steg zum Eingang hinaufgehen. In der Hotellobby sinke ich auf den erstbesten Stuhl und warte, während Mutter sich um unsere Zimmerschlüssel kümmert. Es wird mit Sicherheit sehr merkwürdig, ohne unsere Zofe hier zu sein. Mutter wollte Sophia eigentlich mitnehmen, aber ich habe darauf bestanden, dass ich ganz allein sein möchte. Wir werden Freizeitkleidung tragen, während wir hier sind, befreit von unseren Korsetts und Verpflichtungen, sodass niemand uns die Kleider herauslegen oder die Haare kunstvoll hochstecken muss. Noch habe ich keine Ahnung, was ich den ganzen Tag mit mir anfangen soll oder wie lange mein Herz zum Heilen braucht.

„Der Gepäckträger wird uns unsere Zimmer zeigen“, sagt Mutter, als sie mit ihm und unseren Schlüsseln zurückkehrt. „In der nächsten Stunde wird noch Abendessen serviert.“

„Mir ist zu schlecht zum Essen“, erkläre ich ihr. „Ich möchte mich nur umziehen und ausruhen.“

Unsere Zimmer, die nebeneinanderliegen, sind in dem ursprünglichen Hotelgebäude und nicht in dem Anbau. Sie sind klein, aber hübsch, und meines bietet eine Aussicht auf den Black Lake und die

City of Holland, die noch am Dock liegt. Sie ist im Sturm nicht untergegangen; Mutter und ich sind nicht im Lake Michigan ertrunken. Aber als ich das tanzende Schiff und die weißen Gischtkronen der Wellen sehe, schwöre ich mir insgeheim, mit dem Zug nach Chicago zurückzufahren, wenn es Zeit ist abzureisen. Solange ich lebe, werde ich kein Schiff mehr besteigen.

2. Kapitel

Geesje

Holland, Michigan
1897

„Willst du mitfahren, Geesje?“, fragt einer der anderen Oldtimer, als die Sitzung zu Ende ist. Die Leute nennen uns „Oldtimer“, weil wir die wenigen noch verbliebenen Siedler sind, die vor fünfzig Jahren aus den Niederlanden nach Michigan kamen. Aber ich fühle mich überhaupt nicht alt.

„Nein danke, Mrs Kok“, sage ich zu ihr. „Es ist ein so schöner Sommertag, da gehe ich lieber zu Fuß. Außerdem muss ich auf dem Heimweg bei Van Puttens Kurzwaren vorbeischaun.“

Mrs Kok legt ihre faltige Hand auf meinen Arm. Sie wirkt zerbrechlich, allerdings ist sie bestimmt auch schon Mitte siebzig, also beinahe zehn Jahre älter als ich. „Nimmst du an all den Paraden und Feierlichkeiten teil, die sie planen, Geesje?“, fragt sie. „Mir scheint, sie machen zu viel Aufhebens um den fünfzigsten Jahrestag unserer Stadt, meinst du nicht auch? Wie kommt es nur, dass diese fünfzig Jahre so schnell verflogen sind?“

„Ich weiß nicht“, antworte ich lachend. „Mir kommt es auch nicht so vor, als wäre es schon so lange her.“ Dabei ist es ein ganzes Leben. Mein Leben. „Ich brauche Zeit, um über all ihre ausgefallenen Ideen nachzudenken, bevor ich dem Komitee eine Antwort gebe“, sage ich. „Wenn Sie wollen, kann ich Ende der Woche bei Ihnen vorbeischaun, dann können wir gemeinsam überlegen.“

„Das wäre sehr freundlich von dir, meine Liebe. Einen guten Tag wünsche ich dir.“

„Ich Ihnen auch, Mrs Kok.“ Ich verlasse das Bankgebäude, in dem die Sitzung stattgefunden hat, und trete auf die belebte Straße

hinaus. Dort blicke ich zu der neuen Turmuhr hinauf, um zu sehen, wie spät es ist. Ich bin mir nicht sicher, ob es eine gute oder eine schlechte Idee ist, ständig an die Uhrzeit erinnert zu werden. Früher hatten wir kaum Verwendung für Uhren. Aber vermutlich ist die Turmuhr ein Zeichen des Fortschritts so wie die Holzpfähle und das Kabelgewirr, das über der Straße den Himmel durchzieht. Und wie die neuen elektrischen Straßenlaternen, die den Platz der alten Kerosinlampen eingenommen haben und den Lampenzünder des Dorfes seine Stellung gekostet haben. Zumindest hatte jemand genug Geschmack, um für das neue Bankgebäude mit dem Turm Sandstein zu benutzen, anstatt wieder einmal auf die Schnelle eine Holz- und Ziegelkonstruktion zusammenzubauen. Der Stein, der in dieser Region abgebaut wird, verleiht dem Turm ein Gefühl der Dauerhaftigkeit – obwohl immer noch Welten zwischen Holland und den schönen Städten liegen, die ich in den Niederlanden zurückgelassen habe, mit ihren Jahrhunderte alten Gebäuden und den Kopfsteinpflasterstraßen.

Ich warte, bis ein Pferdewagen vorbeigefahren ist, dann überquere ich die River Avenue und gehe die Eighth Street hinauf. Bei allem Fortschritt, der in unserer Stadt Einzug hält, verstehe ich nicht, warum die Straßen noch immer ungepflastert sind. Selbst die alten Römer hatten genug Verstand, um ihre Straßen zu pflastern. Das Komitee für die Fünfundzwanzigjahrfeier sollte besser beten, dass es während der Feierlichkeiten nicht regnet, sonst werden die Wagen für die Parade und die Musikkapellen im Schlamm versinken.

Nachdem ich beim Kurzwarenhändler eingekauft und ein wenig mit Mrs Van Putten über die bevorstehenden Festtage geplaudert habe, bleibe ich einen Augenblick stehen, um beim Bau des riesigen Bogens aus Holz und Leinwand zuzusehen, der sich von einer Seite der Eighth Street bis zur anderen erstrecken soll. Das Komitee hat uns eine Zeichnung gezeigt, auf der zu sehen ist, wie die Konstruktion aussehen soll, mitsamt einem Porträt von *Dominee* Van Raalte hoch oben in der Mitte des Bogens. Wie er das gehasst hätte!

Später an diesem Nachmittag sitze ich in meinem Lieblingsstuhl und stricke, als mein Sohn Jakob auf einen Besuch vorbeischaud und frische Eier von einem seiner Gemeindemitglieder mitbringt. „Wie war deine Sitzung mit dem Jubiläumskomitee, *Moeder*?“, fragt

er. Zu Hause sprechen wir miteinander Niederländisch, wie unsere Familie es immer getan hat.

Ich lasse mein Strickzeug sinken und die Hände und die halb fertige Socke auf meinem Schoß ruhen. „Ach, sie machen so viel Aufhebens – Paraden und Reden und Musikkapellen und so weiter. Und dieser alberne Bogen über der Eighth Street, für den sie Geld verschwenden. Allerdings finde ich es schön, dass der einheimische Indianerstamm zurückkommt, um an den Feierlichkeiten teilzunehmen, nachdem sie vor Jahren aus der Stadt verdrängt wurden. Der Häuptling wird eine Rede halten.“

„Und was erwarten sie von dir und den anderen?“ Während er spricht, lockert Jakob sein weißes Kollar. In diesem Moment sieht er seinem Vater so ähnlich, dass es mich überrascht.

„Zum Glück keine Reden. Sie wollen, dass wir bei der Parade auf einem der Wagen mitfahren. Wenn du mich fragst, ist das albern. Und sie wollen, dass ich meine Geschichte für ein Buch aufschreibe, das sie über die Geschichte unserer Stadt herausbringen. Alles, woran ich mich erinnere aus der Zeit, als wir vor fünfzig Jahren aus den Niederlanden hergekommen sind und uns hier niedergelassen haben.“

„Ich finde, das ist eine großartige Idee. Das machst du doch hoffentlich.“

„Ich weiß nicht ... da wüsste ich doch gar nicht, wo ich anfangen soll.“

„Du kannst doch damit beginnen, warum ihr beschlossen habt, die Niederlande zu verlassen.“

„Ich habe gar nichts beschlossen. Meine Eltern haben das entschieden. Ich war siebzehn Jahre alt.“

„Du weißt, was ich meine. Du solltest auch einen Teil ihrer Geschichte erzählen. Warum sie ihre Heimat und die Kirche in den Niederlanden verlassen haben. Für deine Enkel und die Generationen nach ihnen ist es wichtig zu wissen, was geschehen ist und warum sie hier sind.“

Ich senke den Blick, hebe meinen Strickbeutel hoch und sehe nach, wie viel Garn ich noch habe, weil ich Zeit schinden will. Als ich einen Blick in Jakobs Richtung riskiere, sehe ich eine Falte der Ungeduld zwischen seinen Augenbrauen. „Schreiben die anderen Siedler, die von Anfang hier waren, auch ihre Geschichten auf?“, fragt er.

„Das Komitee möchte es. Aber du weißt ja, dass ich nicht gut auf Englisch schreiben kann, Jakob. Es wäre mir peinlich, wenn die Leute sehen, wie schlecht meine Rechtschreibung ist.“

„Ich helfe dir. Joanna und ich sorgen dafür, dass deine Geschichte perfekt ist, bevor du sie abgibst.“

„Ich weiß nicht ...“ Ich nehme meinen Strickstrumpf und wickele das Garn um meinen Finger, damit ich die Runde zu Ende stricken kann. Die Nadeln flüstern leise, wenn sie aneinanderreiben, als würden sie Geheimnisse erzählen. „Ich bin mir nicht sicher, ob sie nur wissen wollen, was damals geschehen ist und mit welchen Bedrängnissen wir zu kämpfen hatten, oder ob ich ihnen die ganze Wahrheit sagen soll.“

Jakob blinzelt verdutzt und richtet sich in dem Stuhl mir gegenüber ein wenig auf. „Was meinst du damit, *Moeder*?“

Ich antworte nicht. Was ich meinte, ist: Soll ich die Wahrheit darüber sagen, wie oft ich Gottes Liebe nicht gespürt habe? Über all die Gelegenheiten schreiben, bei denen ich voller Zweifel war und mein Glaube erschüttert wurde, sodass ich ihm verärgert den Rücken gekehrt habe? *Nay*, manchmal war es mehr als Verärgerung – es war Zorn. Diese Gefühle sind auch Teil meiner Geschichte, aber sie sind der Teil, den ich all die Jahre verborgen habe. Gehören sie in dieses Buch, das sie über unsere Vergangenheit zusammenstellen wollen?

„Natürlich, sag die Wahrheit, *Moeder*. Es geht doch um einen historischen Bericht, nicht wahr?“ Die Falte zwischen Jakobs Augenbrauen wird tiefer und er fährt erneut mit dem Finger hinter seinem Kragen entlang. „Bitte denk ernsthaft darüber nach – und sei es nur unserer Familie zuliebe. Ich hoffe, du erklärst dich bereit, es zu machen.“

„Ja“, sage ich seufzend. „Ja, ich werde meine Geschichte wohl erzählen.“

„Gut.“ Jakob erhebt sich. Er bleibt nie lange. „Wenn du magst, bringe ich das nächste Mal ein Notizbuch mit, in das du schreiben kannst. Und Tinte und einen guten Füllfederhalter.“

„Ich würde lieber mit Bleistift schreiben.“ So kann ich ausradieren, was ich lieber doch nicht erzählen möchte.

„Dann bringe ich dir Bleistifte mit. Brauchst du noch etwas, bevor ich gehe?“ Ich schüttelte den Kopf und er beugt sich vor, um mir

einen Kuss auf die Wange zu geben. Einen Moment lang liegt seine dicke Hand auf meiner Schulter. Sein wolliger Bart kitzelt mich im Gesicht, während ich den sauberen Duft von Kernseife einatme. „Wir sehen uns am Sonntag zum Essen, Mama.“ Dann dreht er sich um und ich beobachte, wie er den Kopf einzieht, als er sich unter dem Rahmen meiner Wohnzimmertür hinwegduckt. Wann ist aus dem blonden barfüßigen Jungen, den ich früher auf dem Schoß hielt, dieser große Mann mittleren Alters geworden?

Ich beginne wieder zu stricken. Im Moment möchte ich nicht an die Vergangenheit denken oder vergrabene Erinnerungen wieder aufwühlen. Ich muss mich konzentrieren, während ich die Ferse der Socke arbeite, um anschließend den Fuß zu stricken. Ich hätte Jakobs Füße messen sollen, als er hier war. Die Socken sind für ihn. Von Weitem höre ich meine Küchentür auf und zu gehen. „Hast du etwas vergessen, Jakob?“, rufe ich.

„Ich bin es, Tante Geesje.“ Ich blicke auf und sehe zu meiner Überraschung den Nachbarsjungen in der Tür zu meinem Wohnzimmer stehen. Aber Derk ist auch kein Kind mehr. Er ist jetzt ein Mann, so groß wie mein Sohn.

„Nanu, Derk! Du liebe Zeit!“ Ich stopfe die unvollendete Socke in den Beutel mit der Wolle und erhebe mich mühsam von meinem Sessel, sodass wir einander umarmen können. „Wie schön, dich zu sehen! Es ist viel zu lange her – Ostersonntag war es, glaube ich.“

„Ich weiß! Und es tut mir leid, dass ich so lange nicht hier war. Die letzten Monate sind wie im Flug vergangen mit meinen Studien am Seminar und den Abschlussprüfungen – und gleich am nächsten Tag fing mein Ferienjob an. Wie geht es dir, Tante Geesje?“ Er nennt mich Tante, aber wir sind nicht miteinander verwandt.

„So gut, wie man es nach all den Jahren erwarten kann. Komm, ich hole dir etwas zu essen. Ich glaube, in der Dose ist noch Gebäck.“ Ich rede, als wäre er immer noch das mutterlose Kind, das für mich Besorgungen gemacht, an kalten Wintertagen die Kohlen aus dem Keller geholt und meinen Ascheimer ausgeleert hat, und nicht der erwachsene junge Mann, der er geworden ist. Derk und ich haben uns viele Jahre lang umeinander gekümmert. Er kam immer genau zum richtigen Zeitpunkt in meine Küche, wenn ich mich einsam fühlte und jemandem zum Reden brauchte, so als hätte Gott selbst Derk ins Ohr geflüstert und ihn zu mir

geschickt. „Tee oder Kaffee?“, frage ich. „Oder vielleicht ein Glas Milch?“

„Mach dir keine Umstände, Tante Geesje. Ich bin nur kurz vorbeigekommen, um zu sehen, wie es dir geht.“

„Aber zu meinen Mandelplätzchen musst du etwas trinken. Die magst du doch am liebsten.“

Er grinst. „Dann Milch, bitte.“ Er setzt sich auf seinen üblichen Platz an meinem Küchentisch, die langen Beine ausgestreckt, und sein Lächeln macht den Raum mit der niedrigen Decke ganz hell. Er ist zu einem genauso kräftigen und gut aussehenden Burschen herangewachsen, wie sein Großvater es in seinem Alter war. Sollte ich über seinen Großvater schreiben, wenn ich meine Geschichte erzähle? Das wäre ein Schock für meinen Sohn! Aber ich glaube nicht, dass es Derk schockieren würde.

Er öffnet die Plätzchendose und wählt einen Keks aus, während ich das Feuer schüre und etwas Holz auflege, bevor ich den Wasserkessel auf die Flammen stelle. „Erzähl mir alles, was du seit dem letzten Frühjahr gemacht hast“, sage ich.

„Lass mich überlegen. Meine Kurse am Seminar sind für dieses Semester zu Ende – dieses Jahr war ganz schön schwierig, aber jetzt habe ich nur noch ein Jahr vor mir. Habe ich dir erzählt, dass ich während des Sommers im Hotel Ottawa arbeite?“

„Was tust du denn dort, mein Junge?“

„Von allem ein bisschen: Ich trage das Gepäck der Gäste in ihre Zimmer, kümmere mich um die Ruderboote und Kanus, vielleicht gebe ich sogar ein bisschen Segelunterricht oder leite Exkursionen um den Black Lake, wenn sich jemand dafür anmeldet. Du weißt ja, wie gerne ich segle.“ Derk stürzt die Milch hinunter, die ich ihm eingeschickt habe.

Wir reden wie die zwei guten Freunde, die wir immer waren, während ich meinen Tee trinke und Derk meine Plätzchendose leert. „Darf ich dich in einer Sache um deine Meinung bitten, mein Junge?“, sage ich nach einer Weile. „Ich könnte deinen Rat brauchen.“

„Du kannst mich alles fragen, Tante Geesje, das weißt du doch. Obwohl ich mir nicht sicher bin, ob meine Meinung viel wert ist.“

„Für mich ist sie das ... Ich habe mich heute mit ein paar Leuten vom Jubiläumskomitee getroffen und sie wollen, dass ich die

Geschichte aufschreibe, wie ich vor fünfzig Jahren die Niederlande verlassen habe, um mich hier niederzulassen. Für den fünfzigsten Jahrestag von Holland im August wollen sie all die Geschichten der Oldtimer in einem Buch veröffentlichen. Was hältst du davon?“

„Du solltest es machen. Ich würde deine Geschichte liebend gerne lesen. Es hat mir immer leidgetan, dass ich bei den Geschichten meiner Großeltern nicht besser aufgepasst habe, als sie noch am Leben waren. Sie haben nicht oft über die Vergangenheit gesprochen.“

„Das kann ich ihnen nicht verübeln. Ich erinnere mich auch nicht gerne an diese schweren Zeiten ... Mein Sohn Jakob findet ebenfalls, ich sollte es tun, aber ich weiß nicht, wie viel von der Wahrheit ich erzählen soll.“

Derk stellt sein Glas ab. „Wie meinst du das?“

Ich blinzele die Tränen fort, die mir plötzlich kommen. „Ich kann beschreiben, wie das Fieber zugeschlagen hat und wie es war, die Kirchenglocke zu hören, als ich meine Lieben auf dem Friedhof begraben habe. Aber soll ich auch sagen, wie ich Tag und Nacht gebetet und Gott angefleht habe, sie zu verschonen? Oder dass ich gegen ihn gewütet habe, weil er sie sterben ließ?“ Während ich spreche, fahre ich mit dem Finger das Muster der Tischdecke nach, ohne aufzublicken. Derk legt seine breite, faltenlose Hand auf meine und hält sie fest. Bei seiner warmherzigen Berührung beginnen meine Tränen zu fließen. „Wenn ich meine Geschichte noch einmal durchlebe, dann sollte ich alles erzählen, die ganze Wahrheit, nicht wahr? Aber was werden die Leute denken, wenn sie das lesen? Junge Menschen wie du glauben, dass ihre Großeltern oder auch Männer wie *Dominee* Van Raalte voller Gottvertrauen waren und nie Zweifel hatten an dem, was sie glaubten. Was wird geschehen, wenn ich all die Risse in diesem vollkommenen Bild enthülle?“

„Ich finde, du solltest die Wahrheit sagen, mit Zweifeln und allem.“ Derks tiefe Stimme klingt jetzt ganz weich. „Und sei es nur für dich selbst. Schreib alles auf, was du auf dem Herzen hast, Tante Geesje. Ich kann es gerne lesen, wenn du es mir erlaubst, und dir helfen zu entscheiden, was in das Buch hineinkommen und was zwischen dir und Gott bleiben sollte.“

Ich nicke und ziehe meine Hand fort, um meine Tränen zu trocknen. Dann gieße ich noch etwas Tee in meine Tasse. Derk wird irgendwann Pastor sein. Vielleicht ist es deshalb wichtig, dass er

erfährt, wie weit entfernt Gott sich für eine Mutter anfühlt, die ihr Kind verliert. Er muss wissen, wie leer seine tröstenden Worte in ihren Ohren klingen werden. Ich hoffe nur, er wird mich und meinen unvollkommenen Glauben nicht verachten, wenn ich meine Geschichte zu Ende erzählt habe.

„Ja, Derk. Dann mache ich es“, sage ich. „Danke.“ Ich nippe an meinem Tee und warte einen Augenblick, bis die Traurigkeit nachlässt. „Und du? Gibt es ein Mädchen in deinem Leben, das du besonders gern magst? Ein hübscher junger Mann wie du sollte verheiratet sein, bevor er *Dominee* wird, sonst sind die jungen Damen in deiner Gemeinde später zu abgelenkt, um sich auf deine Predigten zu konzentrieren.“ Ich erwarte, dass er lacht, aber das tut er nicht.

„Es gab eine“, sagt er und blickt auf sein leeres Glas hinunter. „Caroline ist schön und lustig und voller Leben. Ich habe sie bei einer gemeinsamen Versammlung junger Leute aus drei verschiedenen Gemeinden in der Umgebung kennengelernt und mich schrecklich in sie verliebt. Ich habe sie gefragt, ob sie mich heiraten will ... aber sie hat gesagt, dass sie nicht mit einem Pastor verheiratet sein will, und dazu hat Gott mich nun einmal berufen. Ihr Vater ist Pastor und sie hat gesagt, dass Pastoren nie Zeit für ihre Ehefrauen und Familien haben. Wahrscheinlich hat sie recht. Sie hat mir vor etwa einem Monat einen Korb gegeben. Seither gibt es niemanden mehr.“

„Das tut mir sehr leid, Derk. Vergib mir meine Neugier.“

„Nein, ist schon gut. Ich bin schon recht gut darüber hinweg“, sagt er mit einem leichten, traurigen Lächeln. „Aber falls dir jemals das Herz gebrochen wurde, als du in meinem Alter warst, dann versprich mir, dass du in deinem Buch darüber schreibst.“

Ich merke, wie meine Wangen warm werden. „Mal sehen“, sage ich. „Versprechen will ich nichts.“

Nachdem Derk gegangen ist, bin ich zu rastlos, um im Sessel zu sitzen und Socken zu stricken. Ich verspüre den inneren Drang, meine Geschichte zu beginnen, und wünschte, ich hätte das neue Notizbuch bereits, das Jakob mir versprochen hat. Auf der Suche nach Papier krame ich in meinem Schreibtisch und stoße tatsächlich auf einige Blatt Briefpapier. Dabei finde ich auch den Brief meiner Tochter Christina, den letzten, den sie mir geschrieben hat.

Ich muss ihn nicht lesen, weil ich ihn auswendig kenne. Sie wollte heimkommen, wie der verlorene Sohn in dem Gleichnis Jesu. Aber im Gegensatz zu ihm kam sie nie an.

Ich schiebe das Briefpapier zu einem ordentlichen Stapel zusammen und suche nach einem Bleistift. Dann setze ich mich an meinen Tisch und fange an zu schreiben.